

„Nun singe Lob, du Christenheit“ – zur Notwendigkeit des Hymnischen in christlicher Lebenskunst und Liturgie¹

Käme ein außerirdischer Beobachter auf die Idee, das Wesen der christlichen Religion anhand der Presseberichte über die Äußerungen von leitenden Geistlichen zu rekonstruieren, so fiel die Einschätzung wohl eindeutig aus: Ständig ist dort von „ermahnen“, „erinnern“, „aufrufen zu“ und „appellieren“ die Rede. Offenbar sei diese Religion so etwas wie eine dringliche Empfehlung zum richtigen Handeln und Leben, würde der Außerirdische den Seinen berichten. Man kann nur hoffen, dass ihm bei seinen Feldstudien auch ein Gesangbuch in die Hände fällt. Denn da stehen ganz andere Worte im Zentrum: Loben, preisen, danken und lobsingen. Verblüfft von der Vielfalt der Lieder und Strophen mit diesen Termini würde der Beobachter die Erdlinge befragen, um was es sich denn dabei handle. Doch noch größer wäre sein Erstaunen, wenn nicht wenige (und vermutlich insbesondere Angehörige der protestantischen Denominationen) ihm antworten würden, das wüssten sie selbst nicht so genau und eigentlich sei das auch gar nicht so wichtig, diese „liturgischen Teile“ kämen irgendwo im Vorfeld der Predigt im Gottesdienst vor. Hätte er Glück und befragte Menschen der jüngeren Generationen (etwa meine Studierenden), dann könnte die Auskunft allerdings auch ganz anders ausfallen: Gott mit Praise-Songs loben, das sei doch das eigentliche Zentrum ihres Glaubens und ihrer Gottesdienste. Sonderbare Widersprüche, würde der Außerirdische murmeln und nach Erklärungen suchen ...

1. Das Hymnische und der Hymnus

Dass der Begriff „Hymnus“ und entsprechend „das Hymnische“ mehrdeutig ist, ist bekannt. Gemeint ist hier im Folgenden nicht allein im engen Sinn die musikalisch-textliche Gattung freier Prosa in regelmäßiger Rhythmik, wie sie etwa in den altkirchlichen Hymnen des Stundengebets vorliegt, sondern der weitere Begriff für alle Text- und Musikformen, deren Zielsetzung darin liegt, etwas oder jemanden zu loben und zu preisen. Waren die Hymnen religionsgeschichtlich zunächst kultische Preislieder an (etwa griechische) Götter, so haben sie in der Christentumsgeschichte weitere „Sitze im Leben“ dazugewonnen im persönlichen, gemeindlichen wie öffentlich-kulturellen Leben – bis hin zu den zivilreligiösen Äquivalenten der National-„Hymnen“ (insbesondere in den Fußballarenen dieser Welt). Was ist die Funktion und Bedeutung solcher Lobgesänge für die Religion, insbesondere die christliche Religion?

¹ Dieser Beitrag stellt eine erweiterte Fassung des gleichnamigen Beitrags in der Zeitschrift „Musik und Kirche“ 83 (2013) H. 5, S. 340–346, dar.

2. „Lobsingt und danket allesamt! / Gott loben, das ist unser Amt.“²

„Wozu sind wir auf Erden?“ – auf diese erste Frage vieler (katholischer) Katechismen hatte der Begründer des Jesuitenordens Ignatius von Loyola geantwortet: „Der Mensch ist geschaffen, um Gott, seinen Herrn, zu loben ...“³. Auch eine heutige (nicht kirchenamtliche aber mit kirchlicher Druckgenehmigung veröffentlichte) Fassung eines „Kleinen Katechismus des katholischen Glaubens“⁴ setzt so an und fügt der ersten Antwort „um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen“ erläuternd eine Liedstrophe hinzu:

Alles meinem Gott zu Ehren,
in der Arbeit, in der Ruh’;
Gottes Lob und Ehr’ zu mehren
ich verlang und alles tu’.
Meinem Gott allein will geben
Leib und Seel’, mein ganzes Leben.
Gib, o Jesu, Gnad’ dazu. (vgl. GL 455,1)

So rückt das Lobamt und damit auch der Lobgesang ganz ins Zentrum der christlichen Existenz – jedenfalls der dogmatischen Bestimmung nach. Es ist schon auffällig, dass die protestantischen Grundbekenntnisse anders beginnen. Der Heidelberger Katechismus setzt gleich mit der Frage der eigenen Heilsgewissheit ein: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? – Daß ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.“ Die Confessio Augustana hingegen beginnt in Artikel 1 mit einer dogmatischen Erörterung der Trinität. Von Loben und Danken ist in den vorderen Rängen dieser protestantischen Bekenntnisartikel nirgends die Rede. Das mag der Abwehr werkgerechter Schaufrömmigkeit geschuldet sein. Gleichwohl findet sich in Luthers Kleinem Katechismus ein Reflex der ökumenisch geteilten Anthropologie des lobenden Menschseins: In der Erläuterung zum ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses zählt Luther all die alltäglichen Gaben und Bewahrungen auf, mit denen Gott uns am Leben erhält und schließt: „für all das ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.“ Im Sermon von den guten Werken ist das weiter ausgeführt: „Nach dem Glauben vermögen wir nichts Größeres tun, denn Gottes Lob, Ehre und seinen Namen preisen, predigen, singen und in allerlei Weise erheben und groß machen.“⁵

² EG 288,5 nach Ps 100.

³ „Creatus est homo ad hunc finem, ut Dominum Deum suum laudet ...“ (Exercitia spiritualia St. Ignatii de Loyola, Rom 1753, S. 37).

⁴ Martin Ramm FSSP, Kleiner Katechismus des katholischen Glaubens, Thalwil 2006 (zit. nach: <http://www.kleiner-katechismus.de/einleitung.html>, Abruf 13.04.2017).

⁵ Martin Luther, Von den guten Werken (1520), WA 6, 217, zit. nach Martin Luther, Ausgewählte Werke, Bd. II, München 3. Aufl. 1962, 18.

Solches Loben erfordert wie auch das verkündigende Weitersagen der guten Botschaft gerade auch für Martin Luther das Singen als Intensivform des Sagens: „davon ich singen und sagen will“ (EG 24,1).⁶ Dass das Lob Gottes ins Zentrum der christlichen Lebensform gehöre, ist in den dogmatischen Anthropologien des Christentums unterschiedlich stark präsent. Immerhin konzentriert der des Katholisierens unverdächtige Karl Barth seine Überlegungen zur Ethik und damit zum menschlichen Handeln auf ein Sein in Liebe (zu Gott) und Lob. „In diesen zwei Begriffen: in der Liebe und im Lob Gottes steht, alles wohl überlegt, das christliche Leben, das Leben der Kinder Gottes.“⁷ Allerdings versteht Barth dieses Lob primär als Zeugnishandeln der Christen im Alltag und nicht als liturgisch-kultische performativ-symbolische Sprachhandlung. So könnte Bernhard Lang mit seiner Diagnose doch recht behalten, wenn er festhält: „Der moderne Mensch scheint dem Gedanken der [kultisch-gottesdienstlichen; P.B.] Verherrlichung Gottes entfremdet zu sein.“⁸ Allerdings: Was tatsächlich für die Moderne (bis in die 1980er Jahre) zutreffen mag, stimmt für die Post- oder Spät-Moderne mit ihrem Boom an pfingstlerischen Kirchen und Praise-Musik-Gottesdiensten nun gerade nicht mehr. Loben und Preisen sind spätestens seit der Jahrtausendwende absolut angesagt – jedenfalls in bestimmten Milieus. Die (Systematische) Theologie entdeckt (etwas zögerlich) ebenfalls die Bedeutung von Doxologie und Lobpreis wieder.⁹ In einer Zusammenschau von systematisch-theologischen Klärungen und phänomenologischen Beobachtungen wären folgende Aspekte zu unterscheiden, die das Hymnische als *einen* notwendigen Grundvollzug christlicher Existenz und des Gottesdienstes ausweisen.

Bernhard Lang spricht von sechs „Grundgestalten (oder ‚heiligen Spielen‘)“ des Gottesdienstes, zu denen „Lobpreis, Gebet, Predigt, Opfer, Sakrament und geistliche Ekstase“¹⁰ gehören. Sie folgen je unterschiedlicher Logik und verfügen über je eigene Sprach- und Handlungsformen. Nicht zufällig steht dabei der Lobpreis an erster Stelle. Ihm kommt ein Ehrenprimat zu. Weitert man den Blick auf die christliche Lebenskunst überhaupt aus, kämen noch weitere „Grundgestalten“ des christlichen Verhaltens dazu, etwa das diakonische Engagement.

⁶ Zur Spielmannsformel „singen und sagen“ bei Luther vgl. Konrad Klek, „Singen und Sagen“. Reformatorisches Singen als öffentlicher Protest, in: Peter Bubmann/Konrad Klek (Hg.), *Davon ich singen und sagen will. Die Evangelischen und ihre Lieder*, Leipzig 2012, 11–26, 13.

⁷ Karl Barth, *Kirchliche Dogmatik*, Bd. I/2, Zollikon-Zürich 4. Aufl. 1948, 408.

⁸ Bernhard Lang, *Heiliges Spiel. Eine Geschichte des christlichen Gottesdienstes*, München 1998, 67.

⁹ Vgl. Jochen Arnold, „Gott loben, das ist unser Amt“. Eine biblisch-reformatorische Besinnung, in: *MuK 80* (2010), 400–409; ders., *Theologie des Gottesdienstes. Eine Verhältnisbestimmung von Liturgie und Dogmatik*, 2. überarb. u. akt. Aufl. Hannover 2008.

¹⁰ Lang, *Heiliges Spiel*, 13.

3. „Heilig, heilig, heilig“: Aufrufen – Ausrufen – Anrufen

„Die Herzen in die Höhe!“ – „Wir erheben sie zum Herren.“ Diese Rufe zu Beginn der Abendmahlsfeier erinnern an die Urszene des Hymnischen. Es geht um Bewegung, um Erhebung der Seele zu Gott: „Dass du mich einstimmen lässt in deinen Jubel, o Herr, deiner Engel und himmlischen Heere, das erhebt meine Seele zu dir, o mein Gott; großer König, Lob sei dir und Ehre!“ (EG-BT 580,1). Was ursprünglich die Engel Gott zurufen, dürfen die Glaubenden in ihrer Gottesdienstfeier als eigenen Gesang übernehmen: „Heilig, heilig, heilig, ist Gott der Herre Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll.“ (Jes 6,3) Der Sanctus-Ruf als ein Ur-Hymnus in Judentum und Christentum lässt somit einstimmen ins ewige Gotteslob und erhebt transzendierend in eine andere Welt. Der Lobgesang eröffnet performativ im Singen einen atmosphärischen Raum für die Präsenz Gottes, gewinnt selbst „sakramentalen Charakter“ – die *performative Dimension des Hymnischen*. Da mögen noch alte magische Reste des Aufrufens der Gottheit mitschwingen. Durch das sich anschließende Benedictus („gebenedeit sei der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe“ = Ps 118, 25f.) wird unter Bezug auf den Einzug Jesu in Jerusalem (Mt 21,9) die Anrufung klar heilsgeschichtlich verankert und so zur An- und Ausrufung, nämlich des Namens Jesu Christi – auch wenn der hier nicht explizit genannt ist. Das Hymnische hat so ursprünglich auch Akklamations-Charakter: das Reden über Gott ist zugleich Rede zu Gott (und theologisch gesehen auch aus Gott). In diesem Sinne besitzen auch die (ursprünglich dem römischen Kaiser zugesungenen) Kyrie-Akklamationen hymnischen Charakter (ähnlich auch der „Hosianna“-Ruf). In ihnen verbinden sich der Kern des Glaubensbekenntnisses als Ausruf des Namens des Erlösers (Jesus ist der Herr/Kyrios; vgl. Röm 10,9) mit der klingenden Hinwendung zum Retter und der Huldigung des eigentlichen Herrschers über mein Leben. Dass Glaube im Kern vertrauens- und erwartungsvolle Hinwendung und Erhebung zu Gott bedeutet (und etwa die Gattung des Bittgebetes erst dem nachgeordnet zum christlichen Leben gehört), lässt sich gerade beim hymnischen Singen lernen. Und dass solche singende Hinwendung zugleich von Freude (bis hin zum ekstatischen Jubel) begleitet ist und daher auch Erfahrungen der Glückseligkeit vermittelt, darf ebenfalls dabei erfahren werden. Nicht zufällig zählt das Singen von Halleluja-Rufen und -Gesängen zu den beliebtesten Vollzügen kirchlichen Singens – über alle Generationen hinweg. Darin sind Reste jenes ekstatischen, über verständliche Sprache hinauschießenden „glossolalischen“ (d.h. zungenredenden) Gotteslobs bewahrt, das Paulus noch empfahl und zugleich in seine Schranken wies (vgl. 1 Kor 14). In den tänzerisch-ekstatischen Halleluja-Strophen und Strophenteilen der Osterlieder hat sich immerhin eine Ahnung davon im sonst allzu oft schwermütigen Singen des Protestantismus erhalten. Den lobpreisend-erhebenden Charakter des Gottesdienstes wieder stärker ins (protestantische) Bewusstsein gehoben zu haben, ist sicherlich (bei aller nötigen Detailkritik an Texten und Einseitigkeiten der Durchführung¹¹) ein großes Verdienst der jüngsten Praise-Musik-Bewegung (aber auch der Liturgien und Gesänge aus Taizé und der Gospelbewegung). Die Fähigkeit zu Lobpreis und Dank an Gott will kultiviert werden und versteht sich nicht von

¹¹ Vgl. Hartmut Handt, „Keiner ist wie du ...“ – Lobpreis anders. Lieder aus der charismatischen Bewegung, in: Arbeitsstelle Gottesdienst 17 (2003) H. 2, 43–55.

selbst. Das Erlernen von Loben, Preisen und Danken gehört daher zu den Inhalten jeder religiösen Bildung in Schule wie Gemeinde. Damit dann zu Recht gesungen werden kann: „Danke, ach Herr, ich will dir danken, / dass ich danken kann.“ (EG 334,6)

4. „Erzählen will ich von all seinen Wundern und singen seinem Namen“¹²

Im ältesten Lied der Bibel schlägt die Prophetin Mirjam auf die Pauke, tanzt und singt: „Lasst uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan, Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt“ (Ex 15,21). Gottes Rettungswunder und das Singen gehören zusammen (vgl. 1 Chr 16,8ff.). Die erinnernde Danksagung gehört wesentlich zum Hymnischen – die *anamnetisch-eucharistische Dimension*. Dabei lassen sich verschiedene Formen unterscheiden:¹³ persönliche Danklieder (wie Ps 30), die Beschreibungen des helfenden Eingreifens Gottes enthalten und schließlich in die Aufforderung münden, in den Lobpreis mit einzustimmen, sowie erzählende Hymnen, die Gottes herrliche Taten in der Schöpfung und in der Heilsgeschichte besingen (Ps 117; 105; 104). In der Liturgie des Christentums haben solche danksagend-erinnernden Hymnen an verschiedenen Stellen des Gottesdienstes Eingang gefunden und wurden als Ordinarium Gegenstand kirchenmusikalischer Gestaltung. Während der Kyrie-Ruf an die kürzesten Bekenntnisformeln erinnert, knüpft der Gloria-Gesang an die Weihnachtsbotschaft (Lk 2,14) an, entfaltet danksagend Gottesprädikationen und ruft Christus (das Agnus Dei integrierend) als Versöhner an, bevor Elemente des Sanctus den Bogen zur Eucharistie schlagen. Dass dieser altkirchliche Hymnus selbst in der katholischen Messfeier kaum noch in seiner vollständigen Version erklingt, mag auch pragmatische Gründe haben und ist dennoch als Verlust des Hymnischen zu beklagen – ebenso die Unsitte in evangelischen Gottesdiensten, das Gloria auf EG 179,1 zu verkürzen. Natürlich ist einer einseitigen Theologia gloriae zu wehren, die über dem Lobpreis die Klage und den Zweifel sowie die theologisch-ethische Reflexion verdrängt. Wer jedoch aus lauter Skrupel über die Übel dieser Welt nicht mehr zur Erinnerung der Heilstaten und zum danksagenden Lobpreis findet, leugnet letztlich die Auferstehungsbotschaft. Kurz: Wer an die Auferweckung glaubt, darf und soll auch hymnisch singen. Daher sollte den Ordinariums-Gesängen (einschließlich des Credo, welches ebenfalls doxologische Züge besitzt) auch in der evangelischen Kirchenmusik wieder verstärkte Aufmerksamkeit zukommen.

¹² EG 272.

¹³ Vgl. Lang, Heiliges Spiel, 28–38.

5. „... da will ich dir, wenn alles wird wohl klingen,/ Lob und Dank singen“¹⁴

Wenn Juden und Christen von Gottes Befreiungstaten singen, wenn Christen Christus im Munde führen, dann ist in ihrem Singen die Zukunft des Reiches Gottes bereits anfanghaft da – die *proleptisch-eschatologische Dimension des Hymnischen*. Was erst noch kommt, klingt bereits jetzt an. Solches Loblied bleibt nicht ohne Folgen. Die Singenden werden verwandelt, umgestimmt und neu eingestimmt auf Gottes gute Lebensordnung. Wer sich Gott singend nähert, sieht die Welt mit neuen Augen und hört den Klang des verheißenen Reiches Gottes. Das kann sogar in großer Not geschehen. Dietrich Bonhoeffer notierte im Gefängnis an der Jahreswende 1944/1945:

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so lass uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all deiner Kinder hohen Lobgesang. (EG 65,6)

Es ist der Lobgesang der Kirche, der für Bonhoeffer in diesem Vers seines bekannten Liedes *Von guten Mächten wunderbar geborgen* eine neue unsichtbare Welt repräsentiert. Der Lobgesang verwandelt die Welt und gibt wenigstens eine Ahnung von der neuen kommenden Welt. Das „Neue Lied“ ist dasjenige Lied, was von dieser kommenden Welt bereits heute kündigt.

Wir werden stets mit Schalle / vor Gottes Stuhl und Thron / mit Freuden singen alle / ein neues Lied gar schön: / „Lob, Ehr, Preis, Kraft und Stärke / Gott Vater und dem Sohn, / des Heiligen Geistes Werke / sei Lob und Dank getan.“ (EG 148,8 nach Offb 7,12)

6. „Ich sing dir mein Lied – in ihm klingt mein Leben“¹⁵

„Warum interessieren wir uns für Sänger? Worin liegt die Macht der Lieder?“ so fragt Salman Rushdie in seinem Roman *„Der Boden unter ihren Füßen“*¹⁶ Wenige Zeilen später bietet er eine Antwort:

„Unser Leben ist nicht das, was wir verdienen, es ist, einigen wir uns darauf, auf vielerlei schmerzliche Art mangelhaft. Der Gesang verwandelt es in etwas anderes. Der Gesang zeigt uns eine Welt, die unseres Sehnsens würdig ist, zeigt uns unser eigenes Ich, wie es sein könnte, wenn wir dieser Welt würdig wären.“

¹⁴ EG 81,11.

¹⁵ Durch Hohes und Tiefes, Nr. 283, 1.

¹⁶ Salman Rushdie, *Der Boden unter ihren Füßen*, München 1999, 29.

Im Singen verdichtet sich das Menschsein, Singen ist „ein Phänomen von Eigenresonanz“¹⁷. Singen bringt Identität zum Ausdruck und spielt mit ihr, es ist expressives Medium von Identitätsfindungsprozessen. Im Singen erschließt sich Selbst-Bewusstheit – körperlich-sinnlich und geistig. Aber es bleibt auch eine Fremdheit der eigenen Stimme gegenüber. Die stimmliche Identität bedarf immer des Hörens Anderer. Denn Identität entsteht durch Kommunikation und Zuschreibungen anderer.

Wenn Gottesdienst (auch) als Verdichtung des Lebens vor Gott verstanden wird, ist er schon aus anthropologischen Gründen angewiesen auf das Singen. Singen bildet die evangeliumsgemäße Verschränkung von Eigenresonanz, dialogischer Kommunikation und zugesprochener Identität ab. Schon formal hat es eine Nähe zu Glaubensprozessen. Das gilt in besonderer Weise für das Lobsingen – die *identitätsstiftende Dimension des Hymnischen*.

Als Klänge der endzeitlichen Liebe und Herrlichkeit Gottes sind mir die Lobgesänge klanglich voraus. Ich singe und entdecke dabei neue Lebens(t)räume. Theologisch bzw. religionsphänomenologisch mit dem Praktischen Theologen Manfred Josuttis gesagt: (Lob-)Singen ist ein „Verhalten mit transzendenter Tendenz“¹⁸. Ich singe und in mir klingt mehr, als ich bisher war. Da schwingt etwas mit, das mein armseliges Selbstbewusstsein übersteigt. Meine Stimme bringt in mir zum Klingen, was verborgen war. Der Lobgesang lässt Gott den Raum, in mir zu singen. So wird – so er denn weht – der Heilige Geist zum Kantor meiner Identität.

„Der Lobgesang ist nur dem Glauben gegeben. Er ist das Kostbarste, was der Glaube empfangen und was er dieser Welt zu geben hat; denn der Lobgesang ist klingende Gestalt der Hoffnung, laut werdende Verkündigung von Gottes Güte – auch tönendes Zeichen von Freiheit. Paulus und Silas haben im Gefängnis gesungen. Im Hymnus, im Lobgesang, erfährt der Mensch etwas von seiner Bestimmung: aufrecht zu stehen, frei zu atmen und mit Stimme, Denken, Fühlen, Wollen und Sein hinzuweisen auf Den, der ihn gemacht hat – und dies alles zusammen mit dem Menschen neben ihm. Im gesungenen Lob leuchtet eine Wahrheit auf, die auf andere Weise wohl nicht ‚erkannt‘ werden kann.“¹⁹

¹⁷ Christa Reich, Singen heute. Vermischte Bemerkungen zu einem komplexen Phänomen, in: Irene Mildener/Wolfgang Ratzmann (Hg.), Klage – Lob – Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität; 11), Leipzig 2004, 159–172, 164.

¹⁸ Manfred Josuttis, Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, 178.

¹⁹ Christa Reich, Evangelium: klingendes Wort. Zur theologischen Bedeutung des Singens, Stuttgart 1997, 27.

7. „Dich, Gott Vater auf dem Thron,/ loben Große, loben Kleine“²⁰

„Im Medium Singen regelt sich das komplexe Verhältnis von Individualität und Gemeinschaftlichkeit des Glaubens. Singen ist also auch not, damit evangelische Christen in ihrer Zeit, Gesellschaft und Kultur je neu Gemeinde werden.“²¹ Dabei geht es allerdings nicht nur um konfessionell geschlossene Gemeinschaften. Gerade im Singen ereignet sich Ökumene. Hier bilden sich Gemeinden „auf Zeit“ und „bei Gelegenheit“.

Christa Reich unterstreicht den dreifachen ökumenischen Charakter des geistlichen Singens:²² Das Singen verbindet Kirchen und Konfessionen, aber auch Regionen, Länder und Kulturen; schließlich schlagen Kirchenlieder ökumenische Brücken über die Zeiten hinweg. Das gilt gerade für Hymnen als Loblieder – die *gemeinschaftsstiftende Dimension des Hymnischen*. Sie haben sich zuerst als ökumenisches Gemeingut durchgesetzt. Inzwischen verbindet etwa das Lied *Großer Gott, wir loben dich* die großen Konfessionen.

Der gemeinsame Lobgesang erzeugt eine Nähe, ein Verschmelzen im gemeinsamen Klang, das die Möglichkeit sprachlicher Interaktion weit übersteigt. Das gemeinsame Singen von Hymnen löst mitunter starke Emotionen aus. Nicht selten fließen bei *Großer Gott, wir loben dich* Tränen. Sie zeigen an, dass die sonst mühsam aufrecht erhaltenen Grenzen der Person verschwimmen. Im Kollektiv erlebt man einen (hoffentlich) heilsamen Kontrollverlust. Mit einer Unterscheidung des Soziologen Thomas Luckmann könnte man von einer Erfahrung von (mittlerer) Transzendenz sprechen – das Überschreiten ins Kollektiv –, in der sich die große Transzendenz (Gottes) spiegelt. Das ist kein ganz ungefährlicher Vorgang, wie der Missbrauch des gemeinsamen Gesangs in der Zeit des Nationalsozialismus zeigt. Infolgedessen stand in Deutschland das öffentliche hymnische Singen lange Zeit unter Ideologieverdacht. Erst seit der Fußballweltmeisterschaft 2006 hat sich dies zumindest im Blick auf das Singen der Nationalhymne wieder deutlich verändert. Gleichwohl bleibt immer zu prüfen, wohin das gemeinsame hymnische Singen führt, worauf es zielt. Die liturgischen (Kon-)Texte haben hier für die nötige Klarheit zu sorgen. Im Loblied an Gott geht es nicht darum, das eigene Kollektiv zu feiern, sondern in der gemeinsamen Hinwendung zu Gott die Beziehungen im Kollektiv neu zu erfahren und so die friedensstiftenden Optionen eines Lebens in versöhnter Verschiedenheit klingend zu erproben. Damit das Lobsingen nicht in die falsche Richtung führt und damit es wirklich der *christlichen* Freiheit dient, sind auch die reflexiv zugänglichen Gehalte der Liedtexte, also die expliziten wie impliziten Gottesvorstellungen immer neu zu prüfen – die *theologisch-reflexive Dimension des Hymnischen*.

²⁰ EG 331,5.

²¹ Konrad Klek, Zwischen Scham und Ekstase. Kirche als Ort, ins Singen zu kommen?, in: *Praktische Theologie* 43 (2008), 105–112, 110.

²² Vgl. Reich, *Singen heute*, 170.

8. „du Freundin des Lebens. Dir sing ich mein Lied“²³

Gerade die wirkungsvollen Hymnen waren bereits in der alten Kirche Schauplatz von Auseinandersetzungen um Macht und Rechtgläubigkeit in der Kirche.²⁴ Das führte einerseits zum Verbot von neuen Hymnen und zur Kanonisierung des Psalters als Liederbuch auch des Christentums. Andererseits schlug man die Häretiker mit ihren eigenen Waffen und verfasste nun selbst anti-häretische Hymnen (so zuerst Ephraem der Syrer in der zweiten Hälfte des 4. Jh.). Mit Ambrosius von Mailand (gest. 397) setzte sich diese Linie durch. Die Hymnen werden nun auch zum Ausdruck und Durchsetzungsmittel orthodoxer Theologie. Auch Martin Luthers Liedschaffen später steht letztlich in dieser Tradition. Der Kampf ums rechte Gottes- und Menschenbild entscheidet sich nicht zuletzt in den Gesängen des Christentums. Viel zu wenig beachtet die akademische Theologie, dass auch heute weite Kreise der Bevölkerung theologisch primär durch Lieder erreicht und geprägt werden. So wären immer wieder neu die zahllosen Kinderlieder des kommerziellen religiösen Kindermusikmarktes durchaus kritisch auf die darin vermittelten Gottes- und Menschenbilder zu untersuchen.²⁵ Ähnliches gilt für die Praise-Songs und neue Gospels der Gospelbewegung. Das Loben ist theologisch nicht harmlos, sondern fordert die theologische „Prüfung der Geister“ heraus. Intensiv wird diese Aufgabe in den Kreisen der gendersensiblen feministischen Theologie (Frauenliturgien und Frauengesangbücher) wahrgenommen sowie im Kontext von Kirchentagen. Im Wissen um die häufig patriarchalisch bestimmten Gottesvorstellungen früherer Zeiten entstehen neue Loblieder oder werden ältere sprachlich überarbeitet. Dass Gott als „Freundin des Lebens“ hymnisch besungen wird²⁶, darf als eine theologisch notwendige Weiterentwicklung des Hymnischen gelten. Das nizaeno-konstantinopolitanische Credo kann und sollte selbst – neben seiner Funktion als Lehrbekenntnis – als doxologische Anrufung verstanden und gesungen werden. Neue Texte und Vertonungen von hymnischen Glaubensbekenntnissen zu verfassen und so den inneren Zusammenhang von Doxologie und Bekenntnis in Erinnerung zu rufen, wäre nicht der schlechteste Beitrag dazu, dass das gesungene Lob Gottes auch in Zukunft Erkennungszeichen der Christenheit bleibt.

²³ Durch Hohes und Tiefes, Nr. 283, 4.

²⁴ Vgl. Ansgar Franz, Die Alte Kirche, in: Christian Möller (Hg. in Verbindung mit Peter Bubmann u.a.), Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte. Ein hymnologisches Arbeitsbuch, Tübingen/Basel 2000, 1–28.

²⁵ Vgl. Regine Rempe, „Bist du ein Haus aus dicken Steinen“ – Analyse von Gottesbildern in Liedern für Grundschulkindern, München 2008.

²⁶ Durch Hohes und Tiefes, Nr. 283, 4.